

11.

Psychiatrische Wege zur Charakterologie.

Von

Prinzhorn-Frankfurt (Main).

Wer im Jahre 1925/26 von Charakterologie spricht, setzt sich schon fast dem Verdachte aus, er ließe sich von modischen Rücksichten bestimmen oder er spekuliere mit intellektuellen Gütern — es sei denn, er könnte sich darauf berufen, daß er sich an dem Aufschwunge dieses bislang wenig beachteten Forschungsgebietes aktiv beteiligt hätte. Das dunkelrollende Wort „Charakterologie“, bis vor zwei Jahren selten, zögernd und ein wenig scheu ausgesprochen, als könne man sich maßgebenden Instanzen gegenüber damit unversehens bloßstellen, klingt neuerdings auch im Munde von Klinikern bereits ganz sicher. Man beginnt, es in den Kodex der für Hauptvorlesungen zugelassenen Begriffe aufzunehmen. Es wird klinisch hoffähig wie kurz zuvor das peinlichere aber auf die Dauer auch nicht zu umgehende Wort Psychoanalyse. Sachlich verpflichtet ein solcher Schritt freilich noch zu gar nichts, wie jede Verleihung von Hoffähigkeit, von Titeln, Orden, Ehrenmitgliedschaften und was dergleichen Gebärden mehr sind, mit denen die Verwalter des Bestehenden streng genommen sich selbst ehren. Denn sie fügen sich damit einen Wert zu, der unabhängig von ihnen entstanden und bewahrt ist. Das kann Gebärde bleiben oder kann ernsthafte Bemühungen um die Sache nach sich ziehen. Auch Auguren untereinander huldigen allzugern dem fatalen Grundsatz: *ut aliquid fieri videatur*.

Zur Genealogie des Wortes Charakterologie ist wenig zu sagen. Es geht allem Anschein nach ausschließlich auf *Bahnsen* und *Klages* zurück, wird gelegentlich in der Kriminologie und zwischendurch einmal von *Dilthey* vorübergehend angewendet. Zur Genealogie der Sache und des Begriffs wäre hingegen sehr viel zu sagen. Wir beschränken uns hier darauf zu unterstreichen, daß jedenfalls eine dem Gegenstand und der Methode nach selbständige Forschungsrichtung, wenn nicht gar eine autonome Wissenschaft „Charakterologie“ anerkannt werden muß. Die ausführliche Begründung dafür erscheint demnächst in einer weiter ausholenden Arbeit „Wege zur Charakterologie“, zu der diese Ausführungen nur eine Ergänzung nach der psychiatrischen Seite bilden.

In der älteren psychiatrischen Literatur ist vom Charakter wenig

die Rede. Wegbereiter für die gegenwärtige Welle ist zweifellos hauptsächlich *Jaspers*, der 1913 in seiner Psychopathologie den Abschnitt über die Persönlichkeit ganz auf die Prinzipien der zwei Jahre zuvor erschienenen Charakterologie von *Klages* einstellte, die er in persönlichem Unterricht kennengelernt hatte. Auf dieser Linie arbeiten dann einzelne Forscher offen weiter. Am konsequentesten *Kurt Schneider*, dessen feine, reife Darstellung der „psychopathischen Persönlichkeiten“ dem jahrelangen Ringen mit *Klages* ihre Einheitlichkeit und Tiefe verdankt. In kleineren Studien haben sich *Mayer-Gross* und *W. Schmidt* auf die Anschauungen von *Klages* gestützt und sich um ihre Anwendung auf psychopathologische Befunde bemüht. *Kehrer* betont in letzter Zeit programmatisch, nur der Weg über *Klages* könne uns weiterführen in der Erfassung der Persönlichkeit. *Ewald* setzt sich in seinem Buche „Temperament und Charakter“ in ausführlicher, aber aus bestimmten Gründen nicht durchaus ergiebiger Weise mit *Klages* auseinander. Kurzum, man braucht heute nicht mehr wie vor fünf Jahren damit zu rechnen, daß es einem als private Liebhaberei ausgelegt wird, wenn man die Bedeutung dieses vielleicht tiefsten Denkers der Zeit gerade für die Grundlegung einer Persönlichkeitsforschung betont. Daß man sich auf die Anschauungen von *Klages* nicht leicht einrichten kann, hat seine guten Gründe: erstens ist der ganze Problemkomplex „Charakter“ so gelagert, daß er mit den bis vor kurzem beliebtesten Methoden, der schematisch-klinischen Beschreibung, dem Experiment, neuerdings besonders der Statistik und der Erbbiologie kaum je richtig zu erfassen ist. Und zweitens weicht gerade *Klages* in seinen metaphysischen Voraussetzungen so radikal von dem, was man heute im Sinne eines Zeitgeistes als selbstverständlich nimmt, daß seine sehr prägnanten Begriffe sich nicht mehr mit dem verwaschenen Gebrauch der letzten Zeit decken. Wenn *Jaspers* allerdings auch heute noch glaubt, daß „eine bestimmte Wertung sich gegen den Willen des Autors durch das ganze Buch“ zieht, so ist das eine erstaunliche Verkennung schöpferischer Begabung zugunsten eines neutralen Referierideals. Von hier aus wird man freilich einem *Klages* nicht gerecht, so wenig wie einem *Bahnsen* oder *Hartmann*, oder, um auch die gewichtigsten großen Anreger zu nennen, die eben deshalb ihren Zeitgenossen wörtlich genommen transzendent sein mußten, *Nietzsche* und *Schopenhauer*. Deren Ausmaß aber nähert sich *Klages* immer deutlicher, so daß die Zeit bald da sein mag, wo man ihn nicht mehr als begabten Outsider gönnerhaft gelten läßt, sondern sich dem autonomen Seher und Denker beugt, der uns für lange hinaus Stoff zum Lernen, Erklären und Diskutieren schenkt. Das Beispiel *Max Webers*, der ihn vor 12 Jahren mit Emphase erkannte, von *Jaspers* früh nach Vermögen wiederholt, wird 20 Jahre später auch Minderbemittelten nachahmbar sein.

So gerade wie dieser Weg zur Charakterologie ist keiner, den Psychiater von sich aus anzulegen versucht haben. Aber keiner ist auch so schwierig und so weitausschauend. Meist handelt es sich innerhalb der Psychiatrie überhaupt nur darum, zu einem bestehenden Begriffs- system klinisch-psychologischer Art einen neuen Gesichtspunkt hinzuzufügen, nicht darum: vom Charakter aus das ganze Forschungsgebiet zu erhellen. So, wenn *Alfred Adler* 1912 sein anregendes Buch „Über den nervösen Charakter“ schreibt und dabei alles auf die eine Linie des Machtriebes abstellt, indem er sozusagen ein Lösungsmittel für alle Eigenschaften des Individuums anbietet. Zweifellos erreicht man bei einer solchen konsequenten Reduktion aller Symptome auf *ein* Hauptprinzip eine Menge guter und praktisch wertvoller Einsichten. Aber diese Überspannung eines einzigen Prinzips, das schon in seiner ursprünglichen Fassung bei *Nietzsche* einseitig gesehen war und Mißverständnisse unvermeidlich machte, kann nur zu einer Lehre, einem Dogma, einem Vereinsbetrieb, einer Weltanschauung führen, kaum zu einer umfassenden Charakterologie.

In anderer Richtung liegen die Grenzen von *Kollarits*, der ebenfalls 1912 mit einem Buche hervortrat: „Charakter und Nervosität“. Anfangs handelte es sich für ihn mehr darum, ähnlich wie *Adler*, aber ohne einheitliches Prinzip, nervöse Krankheitsbilder auf charakterliche Faktoren zurückzuführen oder, mit seinen eigenen Worten, zu zeigen, „daß gewisse endogene Variationen des Charakters zu Charakternervositäten führen“. Gefesselt von *Jendrassiks* Begriff der Heredoanomalie, mit dem sich allzu leicht Fetischismus treiben läßt, und ohne ausreichende begriffliche Präkraft, ist *Kollarits* nicht über gute Ansätze hinausgelangt. Auch sein neuer Versuch, des Charakterproblems Herr zu werden, scheitert daran, daß er etwas sucht, das „dahinter“ liegen soll, wobei er in *von Monakows* „Horme“ einen neuen Fetisch findet. Daß die geographisch in der Nähe der „Horme“ gewachsene „Mneme“ *Semons* und das „Psychoid“ *Bleulers* etwas anderes sind als Fetische für Hinterweltler, darf man wohl bezweifeln.

Die stärkste Anregung in charakterologischer Richtung innerhalb der Psychiatrie ging wohl von *Kretschmer* aus. Er zog es vor, autonom aufzutreten, und hat dadurch die Aktualität des Titels „Körperbau und Charakter“ auf ein Höchstmaß gesteigert, hingegen die für den Wissenschaftsbetrieb erwünschte und beruhigende Einbettung seiner Problemstellung in bereits vorliegende Forschungen und Gedanken etwas vernachlässigt. Er erst schlägt für den psychologisch denkenden Mediziner eine gangbare Brücke zwischen dem handgreiflichen meßbaren Befunde und — ja nun nicht der ganzen Vielfältigkeit einer reifen Charakterologie, sondern zwei „Typen“, die allerdings, über klinische Unterscheidungen hinaus, tiefe Wesensunterschiede treffen. Dies war

bis dahin noch kaum je gelungen: eine Parallelie zwischen körperlichen und seelischen Befunden bei verschiedenartigen Typen überzeugend zu machen, zu zeigen, daß man diese Unterschiede gruppieren, ja messen und in kontrollierbaren Statistiken zusammenstellen könne. Dadurch wird allerdings ein für alle Mediziner anziehender Problemkreis eröffnet, der jedem Spezialisten Sonderfragen bietet und durch die Zentrierung um ganz allgemeine biologische Grundfragen auch alle Einzelinteressen wieder verbindet. Hier steht nicht zur Diskussion, was überhaupt an Werten in *Kretschmers* Forschungen steckt, sondern ausschließlich, was darin für eine Charakterologie fruchtbar werden kann.

Nach drei Seiten müßte sich eine ausführliche Behandlung dieser Frage erstrecken: erstens nach der von *Lombroso* beschrittenen, die anthropologische Einheiten überhaupt sucht; zweitens nach der von *Lavater* und *Gall* unzulänglich, von *Carus* in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt“ auf hohem Niveau verfolgten Idee der vollkommenen Leib-Seele-Einheit; und drittens nach der von *Klages* begründeten Ausdruckslehre, die ebensowohl für das Problem der Leib-Seele-Beziehung wie für eine reine Charakterologie das methodische Werkzeug und die Anlage zu einer Systematik bietet. — In seiner medizinischen Psychologie hat *Kretschmer* inzwischen eine wiederum ungewöhnlich begabte, wenn auch nicht abgeklärte Skizze einer Seelenkunde gegeben, die voller guter Ansätze steckt, nach charakterologischer wie nach psychoanalytischer Seite gewandt verarbeitet, was in den letzten 20 Jahren geleistet worden ist und obendrein sogar einige Nicht-Ordinarien zitiert, wenn es auch noch nicht bis zu dem Führer der Ausdruckpsychologie und Charakterologie reicht.

Aus der Erbbiologie her kommt ein starker Zustrom in die charakterologischen Bemühungen. Sie wird ja in der Psychiatrie, und nicht nur von *Rüdin* und *Hoffmann*, besonders eifrig betrieben und sieht sich auf Schritt und Tritt charakterologischen Fragestellungen gegenüber, da reine Fälle, die man mit Diagnosen fassen kann, selten sind, so daß man für die Schilderung seelischer Eigenart eines feineren Instrumentes bedarf, als es die Symptomliste liefert. Eine Textprüfung aber, wie sie sonst beliebt ist, oder ein Fragebogen läßt sich gerade bei erbbiologischen Studien selten durchführen. Man ist oft angewiesen auf Bruchstücke von Charakterschilderungen und möchte doch Einblicke in Zusammenhänge besitzen, die mindestens den Rang haben wie jene physiologischen Zusammenhänge, die wir aus dem Symptom eines Stauungsödems oder einer Reflexanomalie mit großer Sicherheit erschließen. Es ist mir nicht bekannt, ob man schon einmal versucht hat, die einzigen objektiven Dokumente zu benutzen und mit graphologischen Analysen eine ganze erbbiologische Studie durchzuführen. Das wäre zweifellos, mit ausreichender Sachkenntnis unternommen, eine sehr lohnende Arbeit.

Auf statistischem Wege lassen sich nur mit wirklich charakterologischer Orientierung schon erworbene Erkenntnisse sichern und ordnen, kaum je neue erwerben. *Lombroso* hat die untere Grenze des hierin Möglichen erreicht, *Gruhle* in seinen „Anregungen zur Charakterforschung“ und *Gregor-Voigtländer* in verschiedenen Arbeiten die obere Grenze. Erfassen kann man statistisch nur Typen, und auf diese müssen wir noch die Aufmerksamkeit etwas genauer richten. Es wird nämlich wunderlicherweise meist übersehen, daß Typenpsychologie und Charakterologie keineswegs gleichgerichtete Betrachtungsweisen sind. Typen kann ich in beliebiger Zahl nach allen erdenklichen Gesichtspunkten aufstellen, die immer von Nebenrücksichten diktiert werden. Ich bin lediglich verpflichtet, möglichst genau zu sagen, was ich unter dem reinen Fall, dem Idealtypus, verstanden haben will. Nun ist die Variationsbreite des Charakteraufbaus so unendlich groß, daß sich, entgegen einem verbreiteten, durch wissenschaftliche Dogmen gestützten Abergläuben, kaum ein paar Eigenschaften finden lassen, die nicht einmal zusammen in einem Individuum vorkommen können, selbst wenn sie logisch das ausschließende Gegenteil voneinander sind. Ein Mensch ist eben nicht wie Eisen oder Watte weder hart oder weich in seinem Fühlen, sondern er pendelt jederzeit zwischen beiden Polen und liegt nur für den Alltag gewöhnlich an einer Stelle der Skala. In einem Typus kann man immer nur die Dominanten eines Eigenschaftskomplexes festhalten — so etwas wie ein Artwesen. Man begründet damit ein Ordnungssystem von mehr oder weniger wichtigen Gesichtspunkten aus und kann nun jeden Einzelfall eingliedern. D. h. man muß ihn erst erkennen, dann registrieren und kann nun statistische Untersuchungen anstellen.

Ganz anders bei ursprünglicher Einstellung auf den Charakter, das Einzelwesen: hier ist im Gegensatz zu der endlichen Aufgabe des Einordnens die unendliche Aufgabe gestellt, ein Individuum, ein Unteilbares, nur Erlebbares, begrifflich so einzukreisen, daß ein möglichst vollständiges und gültiges Abbild entsteht. Die wissenschaftlichen Schwierigkeiten liegen hier schon in der Methodik, in dem Werkzeug des Erfassens. Dies muß trotz großer begrifflicher Schärfe völlig elastisch sein, von möglichst wenig Nebenrücksichten, z. B. sozialer, hygienischer, politischer Art, gebunden, ganz weit und amoralisch in den unvermeidlichen Wertungen, bedingungslos bejahend im Kerne. Nur dann entsteht reine Charakterologie. Andernfalls höchstens eine larmoyante spießbürgerliche Charakterologie.

Wieder andere Wege wandelt die Psychologie der Person, wie sie mit phänomenologischer Methodik am klarsten *L. Binswanger* angelegt hat. Hier kommt es trotz des ähnlichen Ansatzes zu einer theoretischen Klärung dessen, was überhaupt unter Person, Persönlichkeit, Ich, Selbstbewußtsein, Selbst, zu verstehen sei, nicht zu einem Bilde dieser

oder jener Einzelpersönlichkeit. Besonders spannend ist dieser Versuch deshalb, weil er mit den praktischen Erfahrungen des Psychoanalytikers rechnet, von denen aus man leichter nach dieser Seite als nach der charakterologischen hinüber gelangt. Denn es handelt sich ja bei der Analyse um ein reduzierendes Verfahren, das Besonderes auf Allgemeines zurückführt. Auch bei *Schilder* werden im strengeren Sinne charakterologische Gesichtspunkte nicht angewendet, während *Kronfeld* zwar in seiner Psychotherapie einen ganzen Teil Charakterlehre nennt, aber dies doch in einer erheblich weiteren Form versteht und dementsprechend eine Auseinandersetzung mit *Klages* vermeidet. Ebensowenig macht *Birnbaum* von charakterologischer Betrachtungsweise Gebrauch, auch wo seine Darlegungen über den „Aufbau der Psychose“ etwa es recht nahe legten. Aus dem Kreise der Psychoanalytiker ist der Weg scheint recht schwer zu finden, obwohl sehr wertvolle Ansätze vorhanden wären. Aber die Gewohnheit, immer das „eigentlich Wirkende“ hinter den Worten und Taten zu suchen, das anschaulich Gegebene auf ein hypothetisch Gedachtes zurückzuführen, lähmt alle charakterologischen Impulse. Hingegen hat echte Charakterologie das einzigartige Kennzeichen, daß sie nirgends Bekanntes durch Unbekanntes zu erklären trachtet, sondern nur um die Erkennbarkeit des anschaulich Gegebenen ringt. Daher wird sie immer wieder ein Substrat suchen, an dem sich der Charakter erweist: Handschrift, Ausdrucksbewegungen, alle Äußerungsweisen der affektiven Seite des Seelischen liefern das beste Material. Niemals aber dürfen Zeichen eindeutig genommen werden. Und dies gerade macht den ungeheuren pädagogischen Wert charakterologischer Arbeit aus, daß durch kein stumpfsinniges Zählen und Schematisieren, durch kein Mosaik-Steinchen-Spiel von entweder-oder-Eigenschaften das Faulbett einer leeren Ordnung voll Scheinklarheit erreichbar ist. Wer sich auf diesem Gebiete praktisch und theoretisch auch nur ungefähr auskennt, der weiß, daß die Zurückhaltung der Psychologen ganz verständliche innere Gründe hat, ähnlich wie ihre Sperrung gegen die Psychoanalyse noch in ihrer gereinigten Form. Die wirkliche charakterologische Erkenntnis ist auch entlarvend wie die analytische. Aber sie umkreist vor allem die Frage nach echt und unecht. Ja man kann sagen, der Wert der Charakterologie entscheidet sich danach, ob sie zu diesem Problem den Schlüssel liefert, das vielleicht unser tiefstes und quälendstes ist in einer Zeitenwende wie der gegenwärtigen. Charakterologie in dem angedeuteten tiefen Sinne kann nur von äußerlich und innerlich unabhängigen freien Persönlichkeiten getrieben werden, die es sich leisten können, die Sache über die Person zu stellen. Man könnte auch mit *Schopenhauer* sagen: die zu unterscheiden wissen zwischen dem, was einer ist, hat und vorstellt.